

Die Frage der Laienaszese

Von August Brunner SJ, München

Das eine christliche Ziel

Wenn es eine besondere Laienaszese geben soll, dann kann sie nur aus der besonderen Aufgabe entspringen, die dem Laien vom Christentum zugewiesen ist; und von ihr muß sie auch Form und Maß erhalten. Gibt es eine solche Aufgabe?

Man könnte versucht sein zu meinen — eine solche Auffassung wurde schon oft dem Katholizismus vorgeworfen —, der Laie sei gegenüber dem Ordensmann eine Art Christ zweiten Grades. Eine derartige Unterscheidung würde dem Buchstaben und dem Geist des Evangeliums widersprechen. Aber das ist auch nicht die Ansicht der Kirche, mögen einzelne Katholiken aus Unwissenheit oder Stolz solche Meinungen vertreten haben. Alle Getauften sind durch die Taufformel dem Namen, das heißt der Person des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes geweiht. Damit sind alle berufen, in ihrem Leben diese Weihe zu verwirklichen. Diese umfaßt aber den ganzen Menschen, wie der ganze Mensch ein Geschöpf der Heiligen Dreifaltigkeit ist. Es gibt keine Heiligkeit, es gibt keine Vollkommenheit, die über diese Berufung hinausginge, ihr etwas hinzufügte. Alles, was der Christ, ob Laie oder Ordensmann, in seinem Leben an Christlichkeit verwirklichen kann, ist umfaßt, angestoßen und getragen von dieser Weihe, wie es ein Beitrag zu ihrem immer entschiedeneren und umfassenderen Vollzug ist¹.

Es gibt nur einen Weg für alle, diese Weihe im Leben zu bewähren: Christus. Seine geistige Gestalt, seine Lebenshaltung, seine Gesinnung sollen die Getauften in ihrem Leben immer vollkommener darstellen (Phil 2, 5); das gewöhnlichste Tun sollen sie im Namen Christi, d. h. in seinem Auftrag, als seine Vertreter verrichten und Gott dadurch ehren (Kol 3, 17; 1 Kor 10, 31). Dadurch sollen alle immer ausschließlicher „in Christo“ sein und leben, immer reiner aus der Glaubenshaltung entscheiden und handeln (Röm 14, 23). Allen ist das gleiche Ziel aufgegeben, vollkommen zu sein, wie der Vater im Himmel vollkommen ist (Mt 5, 48). Es ist klar, daß zu dem wesentlich gleichen Ziel auch die gleichen Mittel führen müssen, als da sind Gebet und Sakramente und in der durch sie erlangten Kraft der christliche Kampf um die Verwirklichung des einen Zieles.

Der Sinn des Ordenslebens

Damit ist der Unterschied zwischen dem Ordensleben und dem Leben des Christen in der Welt keineswegs aufgehoben. Das Wesen des Ordensstandes liegt darin, daß hier nicht bloß die innere Gesinnung, sondern auch die äußere Lebensform von der Idee der Königsherrschaft Gottes aus bestimmt und gestaltet wird, daß also innerhalb der Welt eine neue Welt geschaffen wird, die dieser Herrschaft ganz entspricht. In diesem Sinne der festen, christlich geprägten äußeren Form ist der

¹ Zu diesem und dem Folgenden vgl. A. Brunner, *Eine neue Schöpfung*. Paderborn 1952.

Ordensstand ein Stand, der Stand der Vollkommenheit, weil von der Idee der christlichen Vollkommenheit her geordnet und auf sie ausgerichtet, eine Form, die in sich steht, mag auch der einzelne sie immer nur mehr oder weniger mit der entsprechenden Gesinnung erfüllen. Allerdings bedeutet diese Form schon durch sich eine Aufforderung, ihr entsprechend zu leben.

Diese Form muß aber in einer Welt verwirklicht werden, die unter den Folgen der Erbsünde leidet, und von Menschen, die noch danach streben, von diesen Folgen frei zu werden. Darum verlangt sie Opfer und Verzicht; sie muß sogar manches ausschließen, was an sich erlaubt wäre, sich aber, so wie die Menschen einmal sind, mit dieser Form nicht vereinen läßt. Von der Idee aus gesehen, ist der Ordensstand eine Vorwegnahme des himmlischen Lebens, das ganz im Lobe und in der Liebe Gottes aufgeht (Geh Off 4); aber die Verwirklichung bedeutet Entsagung und Opfer, und sie bleibt immer unvollkommen.

Aufgabe dieser Lebensform ist es, lebendig darauf hinzuweisen, wie die Welt eigentlich sein sollte, und wie sie wäre ohne die Erbsünde: unter der lebendigen Erfahrung der heiligen Gegenwart des liebenden Vaters und Schöpfers ganz nach seinem Willen auch in der äußeren Gestaltung des Lebens eingerichtet, zuerst das Reich Gottes suchend und auf seine Verwirklichung die ganze Kraft versammelnd.

Die Aufgabe des Laien

Stände die Welt nicht unter dem Einfluß der Sünde, so ließe sich diese Aufgabe in den gewöhnlichen Geschäften der Welt erfüllen. Ein Unterschied zwischen Ordens- und Weltleben bestände nicht. So aber schließt die entschiedene Ausrichtung auf das Reich Gottes auch in der äußeren Lebensform, wie bereits gesagt, die Beschäftigung mit vielen weltlichen Aufgaben aus. Vor allem aber ist die Welt weit hin nicht von dem Willen Gottes bestimmt, sondern von jenen Mächten, die Johannes nennt: „Denn alles, was in der Welt ist, die Fleischeslust, die Augenlust und die Hoffart des Lebens, ist nicht vom Vater“ (1 Joh 2, 16). Diese Mächte formen auch Einrichtung und Stil des Lebens durch das ungeordnete Streben nach Reichtum, Lust, Geltung und Macht.

In dieser unerlösten Welt die Königsherrschaft Gottes zu verwirklichen, worum wir täglich im Vaterunser beten, das Erlösungswerk Christi wirksam werden zu lassen, die Welt nach Kräften umzugestalten, damit sie ihre Gestalt aus Gottes Wahrheit und Heiligkeit erhalte, das ist die Aufgabe des Laien. Durch ihn soll Christus allen Zeiten und Völkern gegenwärtig werden. Jeder Lebensberuf, der in sich sittlich gut ist, „alles was wahr, was würdig und recht, was rein, liebenswert, edel, was irgend mit Tugend, mit Lobenswertem zu tun hat“ (Phil 4, 8), all das soll verchristlicht, d. h. aus dem Geiste Christi gelebt und vollbracht und dadurch der Erlösung durch ihn teilhaft werden. Der christliche Laie steht in seinem Lebensbereich und seinem Beruf als Vertreter Christi, als Glied seines Leibes; durch ihn soll die heilende und heiligende Kraft Christi diesen Lebenskreis berühren und erlösen. Durch sein Leben soll er Zeugnis geben von der Erlösung durch Christus und von der Macht seiner Gnade. Dadurch erfüllt der Laie „das königliche Priestertum“ und wird selbst zugehörig zu „dem auserwählten Geschlecht, dem heiligen

Stamm, dem Volk, das ihm zu eigen ist“ (1 Petr 2, 9). Dieses königliche Priestertum besteht darin, daß die Dinge dieser Welt durch den richtigen, den christlichen Gebrauch „von der verderblichen Sklaverei für die herrliche Freiheit der Kinder Gottes erlöst“ werden, und so „deren sehnüchtige Erwartung durch das Offenbarwerden der Kinder Gottes“ erfüllt wird (Röm 8, 19 - 23).

Laien, Priester und Ordensleute

Die Aufgabe des Laien ist in der Kirche also wesentlich. Seine Mitarbeit kann nicht entbehrt werden. Sein Auftrag ist auch nicht zweiten Ranges; es ist der christliche Auftrag schlechthin. Priester und Ordensleute sind um der Laien willen da, wie umgekehrt diese der Priester und Ordensleute zur Lösung ihrer Aufgabe bedürfen. Die Priester sind berufen, durch die Feier des Gottesdienstes, die Spendung der Sakramente, durch Predigt und Ermahnung die Gläubigen zu einer möglichst getreuen Erfüllung ihrer Aufgabe zu befähigen. Wenn dazu eine besondere Berufung und Weihe erforderlich ist, so soll dies immer wieder daran erinnern, daß die Kirche keine Gemeinschaft ist, die sich aus den naturgegebenen Kräften ihrer Glieder gleichsam von unten her aufbaut. Sie hat Ursprung und Bestehen durch die Stiftung Christi; die Kraft, die sie zusammenhält, ist eine übernatürliche; sie kommt von oben und erhöht den Menschen über sein naturgegebenes Sein hinaus. Nicht jeder Mensch kann die Sakramente, die Mittel der Heiligung, schon dadurch spenden, daß er eben Mensch ist, noch auch kraft einer besonderen natürlichen Begabung, so wie man Künstler oder Staatsmann ist, sondern nur die Kirche, die Gott damit beauftragt hat und in deren Namen auch aller Gottesdienst vollzogen wird.

Im Ordensleben aber steht vor dem Laien das Bild einer von Gott gänzlich beherrschten und geheiligten Welt, in der die Heiligkeit und das Wohlgefallen Gottes zur ordnenden Mitte aller Einzelheiten geworden ist, zur innersten Strahlungsmacht, deren prägendem Einfluß sich nichts im Leben entzieht; einer Welt, die nicht erst nachträglich, so gut es geht, mit dem Willen Gottes in Einklang gebracht wird, nachdem bei ihrem Aufbau religiös gleichgültige oder feindliche Mächte maßgebend waren. Eine solche Welt bedeutet Aufruf, Ermutigung und Hoffnung für jene, die in der Welt stehen. So gehören alle Stände in der Kirche zusammen, ergänzen, stützen und fördern einander. Kein Weg ist unmittelbarer zu Gott als der andere, keiner kürzer. Die christliche Berufung ist immer allumfassend und ausschließlich. Die Aufgabe Christi verwirklicht sich nicht durch einen einzelnen Christen, sondern nur durch die Kirche als ganze. Innerhalb derselben hat jeder Christ seinen besonderen Auftrag, seine Berufung, sein Charisma (1 Kor 12). Für alle aber steht die selbstlose Liebe zu Gott und dem Mitmenschen als das letzte Ziel da.

Der Laie heute

Laienaszese hat es in der Kirche natürlich immer gegeben; denn sonst hätten die Laien kein christliches Leben geführt. In dem heutigen Bemühen um eine Laienaszese kann es also nicht um die Frage gehen, wie eine solche Aszese überhaupt aussehen muß. Diese Frage hat schon das Neue Testament, das sich doch zur Hauptsache an alle Christen wendet, beantwortet. Vielmehr scheint uns das eigentliche

Anliegen unserer Zeit durch eine neue geschichtliche Lage des Laien veranlaßt zu sein. Die Frage lautet also vielmehr, wie die christliche Aszese, deren Forderungen für alle Zeiten gelten, in den neuen Lebensbedingungen vom Laien geübt werden kann und soll.

Worin besteht diese neue Lage? Wie in allen geschichtlichen Änderungen sind es verschiedene Ursachen, die am Heraufkommen des Neuen beteiligt sind. Wir wollen versuchen, einige von ihnen aufzuzählen und ihre Wirkung zu untersuchen, ohne dabei auf Vollständigkeit Anspruch zu erheben.

Das Wichtigste ist wohl das Aufkommen einer neuen gebildeten Laienschicht, wie man sie in dieser zahlenmäßigen Stärke bis dahin nicht gekannt hatte. Gebildete Laien gab es noch in der Spätantike als Erbe der antiken Kultur. Aber sie stellten eine kleine Minderheit dar. Auch unterschieden sie sich von den heutigen Gebildeten. Sie waren keine Fachleute, sondern humanistisch-literarisch gebildete Männer, die meist Großgrundbesitzer waren und Staatsämter verwalteten. Durch die Völkerwanderung verschwand aber dieser Stand fast vollständig. Immer mehr wurde Studium und Wissenschaft eine Sache der Kleriker und der Mönche; sie allein vermochten noch im Schutze des Gottesfriedens der Kirchen und Klöster Sicherheit und Muße zu finden, um das Erbe der Antike für bessere Zeiten zu bewahren.

Erst mit der Renaissance bahnte sich hier wieder eine Änderung an. Immer mehr Laien drängten in das geistig-kulturelle Leben ein, und, was sehr folgeschwer war, sie gerieten in einen Gegensatz zu den bisherigen Trägern der Bildung. Das führte zur Aufklärung. Für deren Anhänger stellte sich natürlich die Frage nach einer christlichen Laienaszese nicht. Für die Gläubigen unter ihnen bildete der christliche Humanismus jener Zeit die Antwort auf ihre Anliegen; waren sie doch selbst alle Humanisten. Bildung betraf noch den ganzen Menschen, bedeutete einen Lebensstil und nicht ein für den Beruf unentbehrliches Fachwissen.

Erst mit dem Aufkommen der Naturwissenschaft und der Technik und der sich daraus ergebenden Spezialisierung auf allen Gebieten der Wissenschaft und der Forschung sowie der technischen Anwendung entsteht ein neuer Typ des Gebildeten. Und mit ihm erhebt sich auch die Frage, wie für ihn die christliche Aszese zu gestalten sei. In der bisherigen Geschichte ist er unbekannt. Ebenso gab es Gebildete nie in einer solchen Anzahl wie in unserer Zeit. Aus diesem Grunde ist die Frage nach der Laienaszese dringend geworden. Der gebildete Laie ist nicht mehr eine Seltenheit, sondern eine alltägliche Erscheinung, besonders in den Großstädten.

Das neue Selbstbewußtsein

Das erste, was diese Entwicklung mit sich bringt, ist ein neues Selbstbewußtsein des Laien. Auf seinem Fachgebiet hat er sich Wissen und Können erworben; er weiß, was in den einzelnen Fällen zu tun ist und wie er vorangehen muß, und er hat gelernt, sich über sein Vorgehen genau Rechenschaft zu geben. Er ist angeleitet worden, zu fragen, warum dies oder jenes so zu geschehen hat, sich nicht mit allgemeinen Angaben zu begnügen, sondern nur auf Grund von exaktem Wissen in seinem Fach zu handeln. Dies wirkt sich natürlich auf seine ganze geistige Einstellung aus. Er ist viel weniger als seine Vorgänger bereit, etwas einfach auf Treu und Glauben zu übernehmen; er möchte sich vielmehr auch über die Berechtigung der Forderung

gen des christlichen Lebens Rechenschaft geben, zumal er sich an Wissen und Bildung den Klerikern völlig ebenbürtig fühlt.

Diese Haltung wird noch dadurch bestärkt, daß heute jedermann, der Gebildete in vorderster Reihe, berufen ist, am öffentlichen Geschehen in Gemeinde und Staat teilzunehmen. Man kann leichter als früher darauf einwirken und damit natürlich auch Verantwortung übernehmen. Die Maßnahmen der Regierenden werden erörtert und kritisiert. Darin betätigt sich der kritische Geist, der durch die Forschung gebildet wurde, mag auch die Voraussetzung jeder nützlichen Kritik, die Sachkenntnis, nicht immer verwirklicht sein. Wie der Gebildete aber am öffentlichen Leben aktiv beteiligt ist, so möchte er auch im religiös-kirchlichen Leben mitzureden haben und seine Kräfte einsetzen. So sehen wir denn allenthalben Versuche, religiös-kirchliche Arbeit zu übernehmen, ohne daß man den Laienstand verläßt und seine sonstige Berufsarbeit aufgibt.

Die geistige Einsamkeit

Ein weiteres Kennzeichen des heutigen Gebildeten ist seine geistige und geistliche Einsamkeit. Diese ist zwar heute das Los auch vieler anderer Menschen; durch die Auflösung der Großfamilie und die immer stärker werdende Zerreißung der Familie durch die Bedingungen der heutigen Arbeit, wo Familienheim und Arbeitsstätte nicht mehr beieinander liegen, ist für viele Menschen das Gefühl des Zuhause und der Geborgenheit herabgemindert oder ganz verschwunden. Diese geistige Heimatlosigkeit ist aber besonders stark in den Kreisen der Gebildeten. Das hat verschiedene Gründe. Einmal ist die Lebensform des heutigen Gebildeten zu einer Zeit entstanden, in der die alten Brauchtümer zerstört wurden. Es ist klar, daß eine solche Zeit nicht imstande war, das Aufkommen von neuen zu begünstigen; zudem empfand man diesen Schwund zunächst als Befreiung. Und es mag in der Tat vieles veraltet gewesen sein und seinen Sinn verloren gehabt haben, so daß es nur noch als Last und als Hindernis auf dem Wege des Fortschritts empfunden wurde. Die Stimmung war also in keinem Fall dafür, neues Brauchtum zu schaffen.

Das wirkt sich aber heute ganz anders aus, als man damals erwartete. Der Stand mit seinem Brauchtum gab früher den Menschen Weisung für alle Lebenslagen. Man wußte, was man zu tun hatte, wenn einem dies oder jenes begegnete. Und vor allem, das Brauchtum vermittelte zugleich den Sinn der Ereignisse und die menschliche Antwort darauf. So fühlte sich der einzelne geführt, und zwar geführt ohne Zwang. Er fand sich immer und überall in einer Welt, die die seine war und in der er sich heimisch fühlte. Er war ohne weiteres verbunden mit all denen, die in der gleichen geistigen Welt beheimatet waren und diese Welt im gleichen Brauchtum dargestellt fanden. Von hierher mag man die Bedeutung der Stände für die Menschen ihrer Zeit ermessen. Sie gaben ihren Mitgliedern Stand und Halt.

Das alte Brauchtum ist zerstört. Und es ist so zerstört, daß auch die Grundlagen für ein neues — vorläufig wenigstens — fehlen. Denn der heutige Mensch ist symbolunfähig geworden. Verständnis für Bedeutung und Zeichenhaftigkeit ist jedoch die Voraussetzung für jedes Brauchtum. Die sinnbildliche Auffassung der Welt Dinge ist aber durch das Aufkommen der Naturwissenschaft verkümmert und schließ-

lich ganz verschwunden. Für den Menschen des vor-naturwissenschaftlichen Zeitalters waren die Dinge seiner Welt nicht einfach da, sondern bedeuteten etwas. Die Natur wurde überall halb menschlich gedacht und konnte darum geistige Wirklichkeiten sinnbildlich darstellen. Dieser Sinn war sogar oft so vordringlich, daß darüber das wirkliche Sein und die Wirkursächlichkeit der Dinge gänzlich zurücktraten, wenn ihre Kenntnis für die Erhaltung des Lebens nicht unbedingt erfordert war.

Das Neue der aufkommenden Naturwissenschaft lag darin, daß die stofflichen Dinge einfach in diesem ihrem stofflichen Sein und notwendigen Wirken in Sicht kamen und man zugleich entdeckte, daß man dieses Wirken exakt vorausberechnen und damit zum Nutzen des Menschen einsetzen konnte. Dieser neuen Entdeckung gegenüber erschien der bisherige Symbolismus als eitle und unnütze Phantasterei, die seit Jahrtausenden den Weg zur echten Naturerkenntnis und zum wahren Fortschritt verstellte. Von daher versteht man die feindselige Einstellung der Aufklärung gegen diesen Symbolismus und gegen das auf ihm beruhende Brauchtum. Dazu kam, daß durch die Reformation das Band zwischen dem unbekannten Gott und der Welt, wenn nicht zerrissen, so doch sehr dünn wurde. In der erbsündigen Welt konnte sich das Walten des heiligen Gottes nicht mehr darstellen. Die Sakramente traten zurück; die Sakramentalien (das religiös-kirchliche Brauchtum) verschwanden. Das Band der sichtbaren Kirche war zerrissen und hielt die Menschen nicht mehr in ihrem Innersten und Eigentlichsten zusammen.

Die naturwissenschaftliche Einstellung der reinen Sachlichkeit ist heute allgemein. Der alte Symbolismus, wie er im Mittelalter lebte, ist tot. Er ist für uns höchstens in unverbindlicher Weise, als Dichtung, nachzuvollziehen; aber er ist keine Lebensmacht mehr. Damit ist die Natur dem Menschen fremd geworden. Er steht ihr nur noch gegenüber; sie ist Gegenstand der Forschung und der technischen Ausnützung. Der Mensch gehört in keiner Weise mehr zu ihr. Das Mittelalter lebte ganz selbstverständlich in der ihm vertrauten Welt, so furchtbar sie zuweilen war. Darum kannte es keine Naturschwärmerei. Wenn dagegen der Aufenthalt in der Natur am Wochenende und in den Ferien weithin keine Lösung und keine Beruhigung mehr bringt, sondern wie die Arbeit der Betriebsamkeit verfällt, so ist der tiefere Grund dafür in dieser Entfremdung zu suchen. Eine innere Einsamkeit ist die Folge. Der Gebildete fühlt sie schmerzlicher als andere, einmal, weil er sich darüber mehr Rechenschaft gibt, und dann, weil gerade seine Lebensform nach dem Gesetz ihrer Geburtsstunde nie als ein Stand verfaßt war und nie eine echte Gemeinschaft gebildet hat.

Die Spezialisierung

Dieses Gefühl wird weiter verstärkt durch die Spezialisierung in Ausbildung und Arbeit. Der humanistisch Gebildete war wirklich als Mensch gebildet, allseitig, das Wesentliche der menschlichen Ansprüche umfassend. Heute hingegen zielt die ganze Ausbildung auf die Perfektionierung des Fachmanns. Darum ist auch die Arbeit um so einseitiger, je weiter die Spezialisierung vorangetrieben wird. Kein Wunder, daß der Mensch das dumpfe Empfinden hat, für sein Wesentlichstes keine Nahrung zu finden, bei allem Wissen Gefahr zu laufen, als Mensch zu verkümmern. Aus dem tiefen Ungenügen heraus, das sich der eigentlichen Gründe die-

ses Ungenügens oft gar nicht bewußt ist, kommt es einerseits zu der nervenaufreibenden Hast nicht nur in der Arbeit und in dem Streben nach immer größerem Einkommen, sondern auch in dem, was man noch Erholung nennt. Der gläubige Mensch hingegen sucht aus dem Innersten heraus ein Gegengewicht gegen die Sinnlosigkeit des Betriebes und hofft — mit Recht! — bei der Religion Hilfe zu finden. Zugleich stellt sich ihm aber mit größerer Dringlichkeit die Frage, wie sich das religiöse Leben heute gestalten muß, um der Einsamkeit und der Verkümmernng des Menschlichen begegnen zu können.

Das Fehlen des Leitbildes

Zur Beantwortung dieser Frage fehlt aber meist das religiöse Leitbild, die Idealgestalt, die die Antwort in ihrem Leben vorgelebt hat und sie gleichsam verkörpert. Das Mittelalter hatte für jeden Stand und jeden Beruf seinen Schutzheiligen. Dieser stellte faßbar das Ideal dar, das die einzelnen in ihrem Beruf durch ihre Arbeit möglichst rein verwirklichen sollten. Der Einfluß der Heiligen auf das Leben ist durch die Reformation und die Aufklärung so gut wie ganz geschwunden. So steht der heutige Mensch und der Gebildete insbesondere den Vorkommnissen seines Lebens geistlich ohne Weisung und Leitung gegenüber. Das Leben aber bewegt sich weit weniger als früher in gewohnten Bahnen. Der Mensch wird heute von allen Seiten von den verschiedensten Weltanschauungen und Lebensauffassungen umworben und bestürmt. Für die große Verschiedenheit der Lagen und Vorkommnisse gibt es kaum noch allgemein anerkannte und darum selbstverständliche Weisen des Verhaltens. Immer muß er aus seiner Einsamkeit heraus selbst entscheiden, mit wenig oder keiner Hilfe. Der einzelne ist auf sich selbst gestellt und sich selbst überlassen. Das bedeutet einen großen Anspruch an sein selbständiges Urteil. Es besteht kein Zweifel, daß das Interesse für theologische Fragen mehr oder weniger bewußt vielfach von dem Verlangen getrieben ist, die Fähigkeit zu bilden, die einzelnen Vorkommnisse und Ansprüche des Lebens vom Religiösen her richtig zu beurteilen. Die oben erwähnte neue Selbständigkeit ist also nicht nur eine von allen begrüßte Folge der Stellung und des Einflusses des heutigen Gebildeten, sondern ebensosehr ein unerbittlicher Anspruch, den die Zeit an ihn stellt, ein Anspruch, den sehr viele eher als eine Last denn als eine Wohltat und eine Auszeichnung empfinden.

In dieser Lage wirkt es sich um so fühlbarer aus, daß dem Gebildeten meist eine katholische Philosophie fehlt (wie das Mittelalter sie besaß), die unmittelbar, wenn auch im Anschluß an die Überlieferung, aus der denkenden Verarbeitung der Erfahrungen und Kenntnisse unserer eigenen Zeit entsprungen ist, die ihm darum ein Weltbild böte, in der er sich auch mit seinen Fachkenntnissen und seinem ganzen sonstigen Wissen beheimatet fühlen könnte. Es ist darum nicht erstaunlich, daß vielfach zwischen dem religiösen Glauben und den wissenschaftlichen Überzeugungen ein Zwiespalt klafft; beide leben nebeneinander her, ohne viel Berührung und gegenseitigen Einfluß. Das muß sich auf das christliche Leben hemmend auswirken und kann die Geschlossenheit des christlichen Daseins und damit die innere Sicherheit und Freude nur empfindlich stören.

Notwendigkeit vertiefter religiöser Bildung

Aus der oben geschilderten Lage des gebildeten Christen unserer Zeit ergeben sich einige wichtige Folgerungen und Forderungen. Die erste bezieht sich auf eine vertiefte religiöse Bildung, deren vordringlichste Aufgabe es wäre, im Bereich des Glaubenslebens, dem wesentlichsten und personnahen Gebiet des Menschen, gegen Verkümmern durch die Spezialisierung und ihre Folgen einen Ausgleich zu schaffen. Eine wahre und zeitentsprechende religiöse Bildung führt in eine geistige Wirklichkeit ein, deren Tiefe, Höhe und Breite nicht auszuloten ist. Diese Wirklichkeit steht dem Menschen nicht fremd gegenüber; er ist durch die Taufe in seiner Wesensmitte, im Eigentlichsten und Eigensten mit ihr verbunden, auf sie angewiesen und von ihrem Mark genährt. Der ständige Umgang mit ihr wird ihn in seinem Wesentlichsten ausweiten und erfüllen, wie es sonst nichts vermag. Sie gibt ihm auch endgültige Maßstäbe an die Hand, mit deren Hilfe er in der Flut des Herandrängenden sondern und wählen kann, und die ihn befähigen, allem, was ihm begegnet, Rang und Platz anzuweisen und es so für das Leben fruchtbar und sinnvoll zu gestalten. Dieser Sinn wird allerdings — vorläufig wenigstens — nicht mehr so handgreiflich in Gestalten und Symbolen vor seinem Blick stehen; er muß heute viel unmittelbarer in seiner Geistigkeit verstanden werden. Das ist schwieriger, fordert aber gerade darum einen viel vertrauteren, persönlicheren Umgang mit den religiösen und geistigen Wirklichkeiten. Das Ziel eines solchen Bildungsbemühens ist, daß der Gläubige innerhalb der Vorschriften und Weisungen der Kirche und ihrer Lehre lerne, aus einem christlich gebildeten und erleuchteten Verständnis die Dinge seines Alltags selbständig zu beurteilen und in den einzelnen Lebenslagen aus dem Geiste Christi zu handeln. Es ist dies eine heute sehr nötige Seite des Heranwachsens zur „vollen Mannesreife Christi“ (Eph 4, 13), zu der der Apostel aufruft.

Gebet und Besinnung

Den innersten Geist eines Menschen, seine besondere Art, die Wirklichkeit zu sehen, zu beurteilen und im einzelnen einzuschätzen, lernt man nur im vertrauten Umgang mit ihm kennen. So eignen wir uns auch den Geist Christi, in dem allein wir zu den heiligen und geistigen Wirklichkeiten des göttlichen Raumes Zugang haben, nur durch einen ständigen und innigen Umgang mit ihm an. Solcher Umgang ist zunächst das Gebet. Es ist unbedingt erforderlich, daß das Gebet immer weniger im bloßen Hersagen von Gebetsformeln und Texten bestehe — obschon dies immer für gewisse Zeiten eine willkommene Hilfe sein wird und für den gemeinsamen Gottesdienst überhaupt nicht zu entbehren ist —, sondern darin, daß man die Fragen und Anliegen des Lebens vor Christus bringt, sie mit ihm bespricht, um die richtige Stellungnahme zu ihnen bittet und so in sich den Geist der Bereitschaft weckt, dem Willen Gottes unbedingt Folge zu leisten. Der wirklichen Bereitschaft entsprechend wird auch die Erleuchtung kommen, so oder so. Dafür haben wir die Bürgschaft der Heiligen Schrift: „Denen, die Gott lieben, wirkt er in allem mit zum Guten“ (Röm 8, 28); und was heißt Gott lieben anderes als bereit sein, seinen Willen zu tun?

Dieser Gebetsumgang mit Christus, der sich überall und ohne besondere Form da vollziehen kann, wo es nötig ist, muß eingeleitet und dauernd gestützt werden durch die besinnliche und betende religiöse Lesung. Diese hat zuerst die Aufgabe, den Christen in die unendliche Weite der übernatürlichen Welt einzuführen und ihn immer tiefer in sie eindringen zu lassen. Hat doch der Apostel Paulus die Liebe Christi geschildert als einen weiten Raum mit Tiefe, Breite und Höhe, in den wir immer weiter vordringen können und sollen: „Möget ihr, in der Liebe festgewurzelt und gegründet, fähig werden, mit allen Geheiligten zu begreifen, was es ist um die Breite und Länge, die Höhe und Tiefe und die Erkenntnis der Liebe Christi, die alle Erkenntnis übersteigt. Möget ihr die ganze Gottesfülle mit ihrem Reichtum in euch erfahren!“ (Eph 3, 17 ff.). Diese Lesung fällt nicht einfachhin mit theologischem Studium zusammen, obschon sie ihm nahe steht. Die Theologie als Wissenschaft hat zunächst andere Aufgaben. Bei der Lesung geht es mehr darum, die Wirklichkeiten unseres Glaubens gleichsam leibhaft vor das geistige Auge zu bekommen, ihre Bedeutung für uns, ihr Gewicht und ihre Nähe zu uns als Getauften gleichsam zu verspüren, so wie man die Güte, den Adel und den hohen menschlichen Wert eines Bekannten lebendig versteht und dadurch erhoben und verwandelt wird. Es ist klar, daß die Bücher, die zu solchen betrachtenden Lesungen geeignet sind, entsprechend aus einem lebendigen, erfahrenen Verhältnis zu den christlichen Wahrheiten geschrieben sein müssen.

An erster Stelle für solche Lesung muß die Hl. Schrift stehen, zugänglich gemacht durch Erklärungen, die alle nur das eine Ziel haben müßten, nicht so sehr theologische oder geschichtliche Gelehrsamkeit zu vermitteln — solche ist allerdings für den Verfasser erfordert —, sondern die Lebendigkeit und Größe der Gestalt Christi nahezubringen und die Wahrheiten der Schrift in ihrer Bedeutung für das christliche Leben und seine Entfaltung und Vertiefung sozusagen handgreiflich zu machen. Dazu müßten dann gute Darstellungen des Lebens der Heiligen und vorbildlicher christlicher Menschen kommen. In ihnen erstrahlt das Licht Christi durch Menschen hindurch, die sich mit Gottes Gnade in außergewöhnlicher Weise bemüht haben, in ihrer Zeit und an ihrem Ort das Christentum zu verwirklichen, so zu leben, wie Christus es an ihrer Stelle getan hätte. Es müßte in solchen Lebensbeschreibungen sichtbar werden, wie die Zeit dem Heiligen seine besondere Aufgabe stellte, welche Schwierigkeiten in ihm und in der Umwelt dem Gehorsam gegen sie entgegenstanden, und wie der Heilige durch heldenhaftes und schweres Ringen hindurch dahin gelangte, wo er jetzt für alle Zeiten steht. Aus solchen Beispielen entspringen Anregung und Ermunterung dazu, auch die eigene christliche Aufgabe mutig ins Auge zu fassen und, wenn auch unter Opfern, zu vollbringen, soweit die Gnade Gottes und die menschliche Unzulänglichkeit dies zulassen. Sie spenden Trost in dunklen Stunden der Prüfung. In ihrem Licht, dem Licht Christi, vermag man zu erkennen, wo die eigenen Aufgaben überhaupt liegen.

Solche Besinnung hat in der heutigen Welt eine fast größere Bedeutung als früher. Die Umgebung, in der die meisten leben müssen, wird nicht von christlichem Geiste gespeist. Es ist vielfach eine gottfremde, wenn nicht gottfeindliche Welt, deren Einflüssen wir alle ausgesetzt sind. Man kann in einer solchen Welt, die das Dasein des Übernatürlichen verschweigt, wenn nicht gar leugnet, nicht erwarten, daß man den

christlichen Weg im einzelnen findet, wenn man nicht immer wieder in die eigentliche, göttliche Welt hinaufsteigt, und im gläubigen Gebet sich ihrer Wirklichkeit versichert. Den Auffassungen und Einschätzungen dieser Welt gegenüber muß sich das christliche Urteil über alle Dinge und Vorkommnisse immer aufs neue an den göttlichen Wirklichkeiten ausrichten und sich von ihnen verbessern lassen. Dies um so mehr, als die Mächte der Welt nicht nur draußen sind, bei den andern, sondern in uns selbst wirken und ihre Herrschaft zu behaupten suchen.

Eine tiefe und lebendige religiöse Bildung wird auch in etwa die Einseitigkeit ausgleichen, der der heutige Mensch durch seinen Beruf ausgesetzt ist, und seine Menschlichkeit davor bewahren, langsam zu verkümmern. Die Gefahr eines hochspezialisierten Barbarentums ist keine bloß künftige Gefahr mehr, wie man an den Zielen und Bestrebungen des Kommunismus sehen kann. Aber auch für den Christen besteht die Gefahr, daß seine religiöse Bildung der Höhe seines Berufswissens nicht entspricht, daß er darin ein „unmündiges Kind“ bleibt, „ein Spiel der Wellen, hin und her getrieben von jedem Wind der Lehren, die mit menschlicher Laune und List auf täuschende Verführung ausgehen“ (Eph 4, 14). Nur wer in seinem Seinsgrund, in Gott, fest gegründet, wer in Christus „verwurzelt“ ist (Eph 3, 17), wird dem gewaltigen Sog widerstehen können, der von der Technik heute ausgeht und den Menschen in der Oberflächlichkeit herumwirbelt und ihn hindert, zu sich selbst zu kommen. So ist die tägliche oder wenigstens sonntägliche betende Besinnung auch ein Gegenmittel gegen die Hast und Hetze der Zeit. Wenigstens diese kurze Zeit ist der Unruhe entzogen. Der Mensch verankert sich immer tiefer in jenen Wirklichkeiten, die dem bloßen Verfließen und Vorübersein des Stofflichen entzogen sind, die Dauer im eigentlichen Sinn haben. Immer mehr wird er die heilige Ruhe und Gelassenheit verspüren, die von dem ausgehen, dessen Dauer die unendlich lebendige und wirkende Gegenwärtigkeit der Ewigkeit ist. Die Hast und Unruhe unserer Zeit ist etwas Unchristliches, der Ausfluß des praktischen Materialismus, der sich der Seinsweise des Stoffes überantwortet². Die innere Ruhe hingegen entströmt vor allem der Erkenntnis, daß das Leben nicht sinnlos ist, sondern unter der Vorsehung eines liebenden Vaters steht.

Die neue, lebendige Einsicht in den tieferen, von Gott garantierten Sinn des Lebens muß sich in einer Zeit ohne Überlieferung und Brauchtum jeder einzelne neu erringen, wenn ihm andere auch dabei behilflich sein können. Dieser Sinn erstrahlt in der religiösen Besinnung. Wenn er heute schwerer zu erfahren und festzuhalten ist, so hat dies doch auch den Vorteil, daß er persönlicher angeeignet wird und von allzu irdischen Vorstellungen reiner bleibt. Die Versuchung, die Härte und Schabigkeit der Dinge und Ereignisse zu verschleiern und zu beschönigen, ist geringer als früher; diese werden in ihrer harten, oft dumpfen und für uns schmerzlichen Wirklichkeit belassen und müssen so, wie sie sind, religiös durchdrungen werden. Dann wird diese Wirklichkeit, ob groß oder klein, im Lichte Gottes gleichsam durchsichtig auf ihn hin, der sie geschaffen hat, sie erhält und in ihr wirkt, und zwar zum Besten der Seinen (Röm 8, 28). Erst eine solche Schau des Glaubens erfaßt die Wirklichkeit ganz, statt sie zu verkürzen, während die rein weltliche Sicht, die beim Vordergründigen stehenbleibt, in ihrer Kurzsichtigkeit das Wirklichste der Wirklichkeit weg-

² Vgl. A. Brunner, *Der Mensch der Flucht*, in: Stimmen der Zeit, 144 (1949), 241—250.

läßt. Aber sie bleibt nüchtern und versucht nicht, sich in angenehme Täuschungen zu wiegen.

Ein letztes noch empfiehlt diese persönliche Besinnung. Heute sind die Menschen geistig unter sich an Wissen und Verstehen so verschieden, daß es immer schwieriger wird — etwa in der Predigt —, alle in gleicher Weise anzusprechen. Das gesprochene Wort hat zwar vor der Lesung mancherlei Vorteile, die man sich nicht entgehen lassen soll, wo sie einem zu Gebote stehen. Wo dies aber nicht der Fall ist, da gestattet die besinnliche Lesung eine Auswahl, die auf die eigenen Anliegen besser zugeschnitten ist.

Neue Formen religiösen Zusammenschlusses

Es bleibt schließlich noch die innere Einsamkeit. Auch diese wird durch den lebendigen Umgang mit Christus und seinen Brüdern, den Heiligen, gemildert werden. Man weiß, daß man nie und nirgendwo allein ist, oder vielmehr, dieses Wissen, das wir alle aus dem Glauben besitzen, wird lebendig, wirksam, eine geistliche Erfahrung. Aber es wäre darüber hinaus zu wünschen, daß Gleichgesinnte sich zusammenfänden, um aneinander eine Stütze zu haben. Aus dem Verlangen nach solchen Gemeinschaften entspringen denn auch die zahlreichen Versuche, Säkularinstitute ins Leben zu rufen, in denen man, ohne seine Aufgabe in der Welt und seinen Beruf aufzugeben, doch in der warmen Atmosphäre gleicher religiöser Gesinnung lebt. Da diese Form der Gemeinschaft aber nur für wenige zu verwirklichen sein wird, müßten andere Arten des Zusammenschlusses für die übrigen gefunden werden. In früheren Jahrhunderten erfüllte diese Aufgabe vollkommen die Pfarrei. Man kannte sich auch im Alltag und fühlte sich darum durch den gemeinsamen Gottesdienst und die kirchlichen Feste miteinander verbunden. Die Pfarrei war zudem wieder durch Bruderschaften und Gilden nach den verschiedenen Beschäftigungen aufgegliedert und wurde dadurch übersichtlicher. Heute kann die Pfarrei, besonders in den Großstädten, das Gefühl der christlichen Verbundenheit nicht mehr genügend schaffen. Ihre Glieder kennen sich zu wenig. Wohnstätte und Arbeitsplatz liegen oft in verschiedenen Stadtteilen. Vor allem war aber die frühere Stadt gegenüber der heutigen viel einheitlicher in Lebensauffassung und Lebenshaltung. Es gibt keine Stände im alten Sinn mehr. Auch die Gebildeten oder Akademiker bilden keinen Stand. Nach Art der Beschäftigung und Interessen sowie der Fragen, die ihre Berufsarbeit an ihr christliches Bewußtsein stellt, sind sie untereinander sehr verschieden. Darum ist ein allgemeiner Zusammenschluß von „Akademikern“ wenig sinnvoll. Vielmehr sollten die einzelnen Berufsgruppen, Ärzte, Juristen, Techniker, Lehrer, Journalisten, Professoren, Künstler usw., wie es mit Recht schon geschieht, Vereinigungen auf katholischer Grundlage anstreben. Solche Vereinigungen könnten die auftauchenden Fragen und jeweiligen Berufsschwierigkeiten viel genauer und eindringlicher besprechen und wären eher imstande, eine christliche Lösung für sie zu finden. Sie vermöchten auch für ihre Mitglieder eine christliche Atmosphäre und das Gefühl christlicher Verbundenheit zu schaffen.

Ein wichtiges Mittel der Anpassung der Seelsorge an die Verschiedenheit der Bildung und des geistigen Verständnisses ist vor allem eine stärkere Beratung und Führung des einzelnen. Eine solche Beratung ist geradezu eine Forderung der

Stunde. Sie müßte aber die geistige Mündigkeit des Geführten zum Ziele haben, damit dieser selbst immer besser aus christlichem Geiste zu urteilen und zu entscheiden verstehe. Die Führung macht sich dadurch nicht überflüssig. Mit wachsendem Fortschritt im christlichen Leben erkennt man die christlichen Forderungen immer klarer und sieht Möglichkeiten der Entscheidung, die zuvor nicht unterschieden wurden.

Endlich sollte der Wunsch der Laien, auch im kirchlichen Leben tätig mitzuwirken, immer mehr fruchtbar gemacht werden. Denn einmal ist der Klerus den ständig zunehmenden Aufgaben der Seelsorge vielfach nicht mehr gewachsen; manche Aufgaben könnten ihm von Laien abgenommen werden. Andererseits wird nichts so sehr dem Laien die Kirche zu einer persönlichen Sache machen, als wenn man ihm Gelegenheit gibt, sich im kirchlichen Leben zu betätigen. Allerdings müßten diese Aufgaben dem jeweiligen Bildungsstand angemessen und sollte die nötige Selbständigkeit der Entscheidung gewährleistet sein. Es bleibe immer die Aufgabe des Klerus, dafür zu sorgen, daß die einzelnen Tätigkeiten sinnvoll in das Ganze eingegliedert bleiben. Solche aktive Mitarbeit wird aber immer nur von einzelnen oder kleinen Gruppen ersprießlich geleistet werden können³.

Der letzte Sinn der Einsamkeit

Solche Gruppen und Vereinigungen werden auf die Dauer auch unsere heutige Welt verchristlichen und dem Christlichen einen zeitgemäßen Ausdruck und eine angemessene äußere Lebensform schaffen können. Aber vorläufig sind wir noch weit davon entfernt. Auch wird es immer die Sache weniger sein, sich solchen Gruppen anzuschließen. Für alle Christen bleibt, wenn auch in verschiedenem Maße die Fremdheit der Welt. Sie läßt sich im wesentlichen nicht aneignen. Heute überdeckt keine Symbolik mehr die wesentliche Fremdheit und Gleichgültigkeit, die die Dinge dem Menschen gegenüber haben. Der Christ empfindet diese Fremdheit sogar noch stärker und schmerzlicher, weil er durch die Taufe aus der Welt herausgerufen ist zu höheren, allein beglückenden Wirklichkeiten, die er aber vorläufig nur im Glauben besitzt. Die täglich erfahrene Fremdheit der Welt weist ihn auf ein Tieferes hin. Mit seiner Berufung zum ewigen Leben ist ihm eine innere Freiheit der Welt gegenüber zugleich geschenkt und aufgegeben. Diese christliche Freiheit ist für ihn grundlegend; sie unterscheidet ihn auch dann von den Nichtchristen, wenn er in allem Äußeren wie einer von ihnen ist. Paulus hat ihr mit folgenden Worten Ausdruck gegeben: „Das möchte ich euch sagen, Brüder: die Zeit ist zusammengedrängt. Hinfort sollen die, die Frauen haben, so leben, als hätten sie keine; die Weinenden so, als weinten sie nicht; die Frohen so, als freuten sie sich nicht; die Erwerbenden so, als besäßen sie nicht; und die sich mit der Welt befassen, so, als gebrauchten sie sie nicht. Denn die Gestalt dieser Welt vergeht“ (1 Kor 7, 29 ff.). Ein letzter innerer Abstand, eine letzte innere Freiheit wird hier von den Christen als Grundhaltung gefordert. Und es geht unmittelbar aus dem Text hervor, daß damit alle, auch die Laien, gemeint sind.

³ H. Ostermann, *Seelsorge zwischen Heiligkeit und Verlorenheit*, in: Stimmen der Zeit 164 (1959), 113—121.

Der Christ darf sich nicht an die Welt verlieren. Es gibt einen innersten Punkt in ihm, wo er der Welt nicht gehört, wo er als Person um seiner selbst willen da ist! Um seinetwillen kann er aber nur da sein, wenn er mit seinem Ursprung, aus dem ihm in jedem Augenblick Sein und Kraft zuströmt, im Einvernehmen, in Gemeinschaft steht. In dem Maße er mit Gott, seinem Ursprung, eins ist, kommt er zu sich selbst. In der Taufe ist er in diesem seinem innersten Geheimnis und Heiligtum dem Vater und dem Sohne und dem Hl. Geist auf besondere Weise zugesprochen und geheiligt. Er täte Unrecht und vergewaltigte sich selbst, wollte er noch ganz der Welt zugehören. Nur aus dieser Freiheit von der Welt, die in Gott verankert ist, zu der uns Christus erlöst hat (Gal 4, 31), ist es möglich, den Nächsten auch dann noch zu lieben, wenn er unseren irdischen Vorteil bedroht, dem Bösen zu widerstehen, auch wenn es unserer Natur schmeichelt, furchtlos für Recht und Freiheit zugunsten der Mitmenschen einzustehen, selbst dann, wenn wir damit Besitz, Stellung und sogar das Leben in Gefahr bringen. Der Christ muß die innerste Überzeugung haben, daß alles Irdische zwar nicht gleichgültig ist — es ist als Aufgabe und als Mittel zum letzten Ziel von größtem Gewicht —, aber daß seine Sachwerte letztlich nicht entscheidend sind für das Heil und keine Erfüllung gewähren können. Das schenkt ihm in allen Lebenslagen eine große Furchtlosigkeit und Unabhängigkeit von allen irdischen Gewalten.

Man könnte einwenden, diese Ermahnungen des Apostels seien nur ergangen in der Erwartung eines nahen Weltendes, angesichts dessen der Wert alles Irdischen verblassen mußte; aber dieses Ende sei nicht eingetreten, und so seien die Worte gegenstandslos geworden. Aber wozu stehen sie dann in der Hl. Schrift? Wozu die Ankündigung des Weltunterganges in den Evangelien? In Wirklichkeit sind sie für jedes Geschlecht seit dem Tode und der Auferstehung Christi gesprochen. Denn seitdem ist für jeden Christen das Weltende eingetreten, und wir alle leben in einer eschatologischen Zeit. Dieses Weltende ist aber nichts anderes als die innere Freiheit allem Irdischen gegenüber, die uns durch Christus geschenkt ist. Der Christ ist aus der Herrschaft der Weltmächte herausgenommen (Gal 3, 17; 4, 31), in ihm ist der Fürst dieser Welt besiegt (Joh 12, 31). Er steht nicht mehr unter den naturhaften Elementarmächten dieser Welt, sondern hat einen neuen Geist erhalten, den Geist des Sohnes, so daß er zu Gott vertraut rufen darf: Vater (Gal 4, 17). Diese Vertrautheit ist die Kehrseite der Freiheit von der Welt: weil wir Gott im Eigentlichsten unseres Seins zugehören, können wir nicht bis ins letzte der Welt verhaftet sein, dürfen wir es nicht. Es gibt im Christen einen letzten Punkt, wo er der Welt entnommen ist, so, als wäre sie bereits untergegangen. Selbst so bedeutsame Unterschiede wie der zwischen Mann und Frau, Gebildetem und Ungebildetem, zwischen Freiem und Sklaven haben im Hinblick auf das Heil ihre entscheidende Bedeutung verloren; deswegen ist es auch möglich, ihnen mit einem letzten Gleichmut gegenüberzustehen, ohne sich darum ihrem irdischen Wert verschließen zu müssen.

Weltuntergang, Tod sind letzte, endgültige und darum äußerst schmerzliche Trennungen. Diese Trennung soll der Christ immer und immer wieder vollziehen. Denn immer wieder ist er versucht, sich an die Welt in der Gestalt irgendeines Gutes so zu hängen, als ob von seinem Besitz das Heil abhinge. In diesem Sinn ist das Leben des Christen ein ständiger Aufbruch wie das Leben Abrahams, „des Vaters aller

Gläubigen“ (Röm 4, 11), ein tägliches Sterben, das sich ohne äußere Auffälligkeiten vollziehen kann, das aber bei Gelegenheit auch entschieden an den Tag tritt. Hierin gibt es keinen Unterschied zwischen Laien, Priestern und Ordensleuten. Auch der Laie ist ein Fremdling in dieser Welt (Heb 11, 13), wenn auch die äußere Form seiner Lebensführung dies nicht schon durch sich selbst so offen ausspricht wie das Ordensleben, das den inneren Abstand von der Welt sichtbar darstellt.

Die Freiheit von der Welt ist zugleich göttliches Geschenk — woher nähme sonst der Mensch, der der Welt bedarf, die Kraft, sich von ihr frei zu machen? — und göttlicher Auftrag, wie alle Gnade. Der Auftrag ist in sich schwer genug: Das paulinische „als ob“ in jeder Lebenslage und allen Gütern gegenüber durchzuführen, es immer wieder zu erneuern und die Fesseln, die sich um unsere Füße legen und uns daran hindern, dem Heil entgegenzuschreiten, zu zerreißen, rührt an das Innerste, Eigentlichste, Lebendigste (Heb 4, 12). Dieser Auftrag wird aber dadurch übermenschlich schwer, weil er inmitten der Welt vollzogen werden muß, so über die Maßen schwer, daß sich aus rein menschlichen Kräften niemand von irdischen Gütern frei machen kann, wenn er damit reich gesegnet ist: „Eher gelingt es einem Kamel, durch ein Nadelöhr durchzukommen, als einem Reichen, in das Reich Gottes einzutreten“ (Mt 19, 24; Mk 10, 25).

Die einseitige und eintönige Berufsarbeit

Mit der inneren Freiheit, an die die Fremdheit der Welt uns gemahnt, soll der Christ auch seine Berufsarbeit verrichten. Auch sie ist in ihrer Einseitigkeit und Eintönigkeit auf die Dauer oft menschlich schwer zu ertragen und schenkt wenig menschliche Erfüllung. Dies soll der Christ unserer Zeit sich zunutze machen. Es wäre ja leichter, könnte man sich mit einem Schlage aller Dinge dieser Welt entledigen und damit auch alle Sorgen los sein. Aber das entspräche nicht dem Willen Gottes und der Aufgabe, die er einem jeden stellt. Auch hier gilt das „als ob“ des Apostels. Es gilt, sich den irdischen Aufgaben mit all der Mühe und Sorgfalt zu widmen, die sie ihrer Natur nach verlangen. Nachlässigkeit wäre keine christliche Freiheit. Aber zugleich darf sich der Christ nicht an die Arbeit verlieren, ihr Sklave werden. Nicht der Gier, dem Geltungsdrang oder dem Willen, andere zu beherrschen, darf der entscheidende Antrieb zur Arbeit entspringen. Von seinem innersten christlichen Standpunkt her muß der Christ fähig bleiben, auch der Arbeit das richtige Maß zuzumessen, und es fertigbringen, das allgemeine Rennen nach immer größerem Einkommen und auffallenderem Aufwand nicht mitzumachen. Wohlstand und Bequemlichkeit sind doch nur ein ohnmächtiger Ersatz für das Eigentliche, den inneren „Frieden“ und das Einverständnis mit Gott. Gerade die unausbleibliche Enttäuschung durch das Irdische, wenn es allein noch erstrebt wird, treibt unsere Zeit zur Maßlosigkeit.

So wird auch in der Berufsarbeit vom Christen mehr verlangt als sachgerechte Leistung. Seine religiöse Kraft soll nicht nur ausreichen, um die Arbeit gut zu verrichten; sie muß ihn gleichsam noch weiter tragen. Sie muß ihn durch die Arbeit zu ihrem letzten Sinn vorstoßen lassen genau wie in der Begegnung mit den Mitmenschen und den Dingen. Dieser letzte Sinn liegt in der Arbeit und weist zugleich über

sie hinaus. Der personale Mensch, das christliche Selbst soll sich immer mehr entfalten und erfüllen. Dann ist alle Mühe und Anstrengung von ewig bleibendem Wert, mag sie irdisch gesehen noch so gewöhnlich sein; sie wird Teilnahme am schöpferischen Tun Gottes. Aus der religiösen Mitte hervorgehend soll die Arbeit bildend und fördernd wieder auf sie zurückwirken. Das ist ihr eigentlicher und wesentlicher Sinn, den sie auch da nicht zu verfehlen braucht, wo die irdischen Früchte ausbleiben, der sich aber da nicht einstellt, wo der Mensch ganz von seinen irdischen Zielen gefangen bleibt.

Auch die Teilnahme am öffentlichen Leben und die daraus sich ergebende Verantwortung soll aus dem gleichen christlichen Geist aufgenommen werden. Dazu kommt die Verpflichtung gegen den Nächsten. Durch mutiges Eintreten für Gerechtigkeit und Freiheit, durch Güte und Hilfsbereitschaft wird allen der Raum für ein menschenwürdiges Leben frei gemacht, eine Aufgabe, die heute dringender ist denn je und darum auch für den Christen verpflichtender. Gottes Liebe kommt zum Menschen vor allem durch den Mitmenschen.

Es ergibt sich aus dieser Haltung eine heilige Nüchternheit des christlichen Lebens⁴, die nicht in Wunschträumen nach Zeiten, die anders wären, sich verliert, sondern es als ihre Aufgabe betrachtet, sich unter den Bedingungen zu heiligen, die die Geschichte heraufgeführt hat. Denn Gott ist auch der Herr der Geschichte; und jede Zeit, in die wir gestellt sind, auch die heutige, ist durch Christus erlöst.

⁴ Vgl. R. Guardini, *Der Heilige in unserer Welt*. Würzburg 1956. — I. F. Görres, *Das Senfkorn von Lisieux*, 1958.